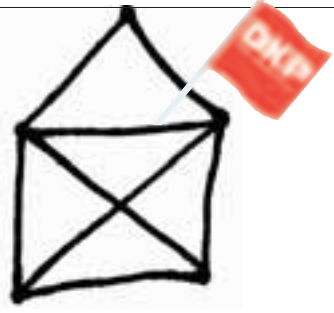


URLAUB mit der Politik



Die Schlacht vom Hermannplatz

Alle fahren weg. Nur in den Parteizentralen herrscht Hochsaison. Heute: die DKP

Der Wahlkampf ist auch nicht mehr das, was er mal war. Hinter den spiegelförmigen Glasfassaden konzernartiger Parteizentralen planen externe Reklameexperten die Kampagnen so professionell und anonym, als ginge es um einen neuen Diätjoghurt. Plakate malen, Flugblätter tippen, Flüstertüten basteln: Wenn es den guten alten Straßenwahlkampf überhaupt noch gibt, dann vielleicht ja bei jenen Parteien, die nicht jeder Dritte wählt.

In Berlin ist die Suche nicht so einfach. Die Zentralen kleiner Parteien sind oft in Gegenden zu Hause, wo die Vorwahl länger ist als die eigentliche Telefonnummer. Ein Besuch bei der Tierschutzpartei („Mensch, Umwelt, Tierschutz“) scheidet für den Berliner daher ebenso aus wie einer bei der Partei Bibeltreuer Christen (PBC) oder den Violetten („Für spirituelle Politik“). In der Hauptstadt hat man allenfalls Bezirksbüros. Aber wenigstens die Deutsche Kommunistische Partei (DKP) hat eine Berliner Wahlkampffentrale. An traditionsreicher Adresse: im ehemaligen Gebäude der Zeitung „Neues Deutschland“ unweit der Straße der Pariser Kommune.

In zellenartigen Büros, wo früher die Planüberprüfung von volkseigenen Redakteuren erdichtet wurde, sitzen heute hippe Start-Upper und eher rückwärts gewandte Aktivisten wie die „Initiativegemeinschaft zum Schutze der sozialen Rechte ehemaliger Angehöriger bewaffneter Organe und der Zollverwaltung der DDR“ (ISOR). Die Gänge sind mit zerklüftem PVC bedeckt, es duftet nach scharfen Reinigungsmitteln und dem Aroma alter Bücher. Die DKP zwängt sich am Ende eines langen Gangs in zwei winzige Büros. In dem einen schart sich die Basis um einen Tisch: eine bunte Mischung aus langhaarigen jungen Antifaschisten und Rentnern in Windjacken. Auf Sprellakat stapeln sich sauberlich Positionspapiere, in den Ecken warten blutrote Transparente auf ihren revolutionären Einsatz.

Der Wahlkampf ist hier noch Chefache – der Kampagnenleiter steht selbst am Kopiergerät. Zur kurzen Hose trägt er ein T-Shirt mit der Aufschrift „Solidarität mit dem revolutionären Venezuela“ und analysiert nüchtern die Lage. Denn über den Wahlsieg macht man sich keine Illusionen: Die DKP verzichtet freiwillig auf eigene Landeslisten und kooperiert mit dem Linksbündnis. Für die Positionsbestimmung bleibt da nicht mehr viel Zeit. Die nötigen 200 Unterschriften zur Zulassung der Kandidatur müssen von der Straße geklaut werden. Dann wird der Direktkandidat Detlev Fendt vorgestellt, ein Arbeiter aus Neukölln. Er soll die Mehrheit der Stimmen im Wahlkreis auf sich vereinen. Seine Gegner sind Eberhard Diepgen (CDU) und Ditmar Staffelt (SPD). Aber, da ist die DKP zuversichtlich, wenn der Kommunismus eine Chance hat, dann in Neukölln – bei der Wahlschlacht auf dem Hermannplatz.

Die Türen schließen sich, die Mitgliederversammlung tagt. Marx und Engels grüßen von der Wand. Sie sehen irgendwie unglücklich aus. BODO MROZEK

NACHRICHTEN

**Oliver Hirschbiegel dreht mit Nicole Kidman**  
Regisseur Oliver Hirschbiegel („Der Untergang“) inszeniert seinen ersten US-Film. Das aktuelle Projekt des 48-jährigen Hamburgers ist ein Remake des Horror-Klassikers „Die Dämonischen“ von 1956, der bereits zweimal neu adaptiert wurde („Die Körperfresser kommen“, 1977, „Body Snatchers“, 1993). Eine der Hauptrollen in der Großproduktion wird Nicole Kidman spielen. ddp

**„Weltatlas der Sprachstrukturen“ erscheint**  
In einem „Weltatlas der Sprachstrukturen“ haben 50 Forscher des Leipziger Max-Planck-Instituts 2560 der derzeit etwa 7000 gesprochenen Sprachen aufgenommen. Der Atlas zeigt auf 142 Weltkarten die geografische Verteilung verschiedener grammatikalischer Konstruktionen und Lautstrukturen. ddp

Was ist ein Denkmal? Vor hundert Jahren skizzierte Georg Dehio erste Antworten. Eine Jubiläums-Ausstellung in Dresden

VON BERNHARD SCHULZ

Ein Pferdekopf grüßt den Besucher. Es ist das einzige erhaltene Originalteil der kupfernen Quadriga Johann Gottfried Schadows von 1789/93, die einst das Brandenburger Tor zierte, ehe sie in den Schlusstagen des Zweiten Weltkrieges zerschossen und 1950 gründlich entsorgt wurde. Was heute auf dem Tor steht, sind nachmalige Abformungen von den Gipsen, die ebenfalls gezeigt werden – hier, in der Ausstellung „Zeitschichten“, im noch provisorischen zweiten Obergeschoss des Dresdner Residenzschlosses. Einst barg es den Audienzsaal August des Starken und damit die Herzkammer des sächsisch-polnischen Königtums.

Das Brandenburger Tor symbolisiert die deutsche Teilung ebenso wie den Glücksfall der Wiedervereinigung. Dass

Aus 32 dickleibigen Bänden besteht Dehios Handbuch der Denkmalpflege heute

das Tor ein Denkmal allerersten Ranges ist, eines der Kunst wie der Geschichte, steht außer Zweifel. In seiner Substanz als Bauwerk so oft geschunden und restauriert, demonstriert es zugleich die Problematik des Baudenkmals. Was macht ein Denkmal aus und seine Erhaltungswürdigkeit? Welcher Zustand soll erhalten oder womöglich zurückgewonnen werden? Und wie ist es für die Zukunft zu sichern?

Fragen, die nun in der Dresdner Ausstellung nochmals gestellt werden. Sie präsentiert zwei Jahrhunderte deutsche Denkmalpflege – anlässlich der Hundertjahrfeier des Dehio-Handbuchs. Als sich die Bauhistoriker Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem ersten „Tag der Denkmalpflege“ in der kunstsinnigen Residenzstadt Dresden trafen, schickte der Straßburger Ordinarius Georg Dehio (1850–1932) den Entwurf einer Denkmalinventarisierung für das ganze Deutsche Reich. So ward's beschlossen, und fünf Jahre später, vor genau einhundert Jahren, lag der erste unter seiner Leitung erstellte Band des „Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler“ vor.

Anfang 1905 hielt Dehio außerdem eine weithin beachtete Rede, die zur Grundlage der Denkmalpflege in Deutschland wurde. Seine damals formulierten Prinzipien beherzigen die Denkmalpfleger bis auf den heutigen Tag. Die von ihm begründete Topografie, nach zunächst fünf schmalen Bänden auf verbretterter Grundlage fortgeführt, verzeichnet mittlerweile 23 dickleibige Bücher, die jedem Kunst- und Architekturhistoriker nur als „der Dehio“ geläufig sind.

Denkmal und kein Ende? Die Zentenarfeier des Handbuchs bietet Anlass genug, zwei Jahrhunderte Revue passieren zu lassen, die durch Dehios Grundlegungen streng voneinander geschieden sind. Das 19. Jahrhundert galt der „Entdeckung“ der zumeist national verkündeten Denkmale, ihrer Wiederherstellung und oft überhaupt erst Vollendung, aber auch Verfälschung. Und im 20. Jahrhundert forschte man systematisch und bewahrte

– nach dem zentralen Dehio-Diktum „Konservieren, nicht restaurieren“.

Das griffige Motto ist längst zum Dogma erstarrt; in der „Charta von Venedig“ hat es 1966 weltweite Bestätigung gefunden. Doch der Paradigmenwechsel von 1900/05 wird nicht der letzte gewesen sein. Wiederrum ist Dresden Schauplatz für die drängenden Fragen der Gegenwart – ist doch die Wiedererrichtung des Schlosses selbst ein Musterbeispiel heutigen Umgangs mit zerstörter Bausubstanz. Vor allem aber wuchs in Sichtweite der Residenz die Nachschöpfung der ausgeglühten Frauenkirche heran, als zentrales Dresdner Identifikationsobjekt. Ihre herrliche Kuppel krönt erneut die Silhouette der Stadt und bildet im Verein mit den Türmen von Hofkirche und Schloss jenes Sehnsuchtsbild, das vom jenseitigen Elbufer her als „Canaletto-Blick“ verewigt ist.

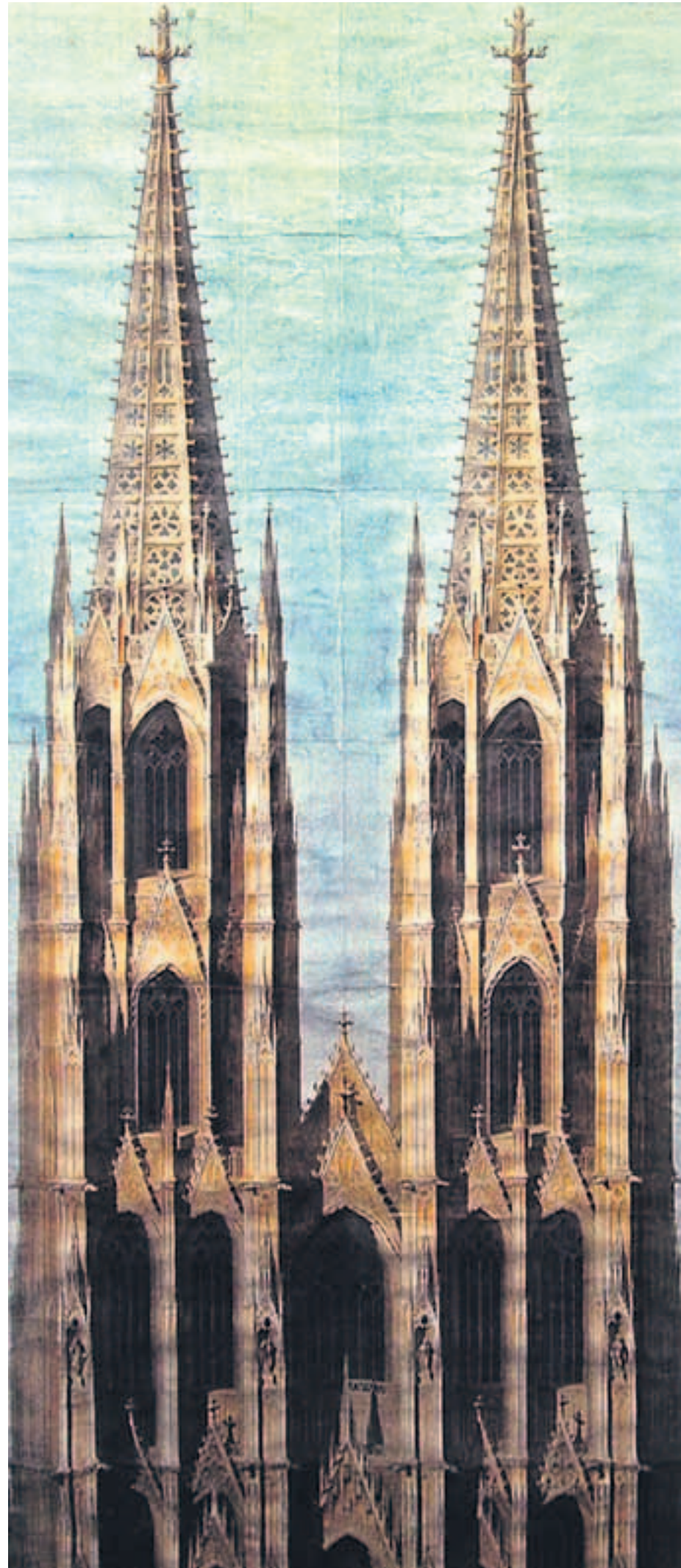
Derlei ist der herkömmlichen Denkmalpflege suspekt. „Den Raub der Zeit durch Trugbilder ersetzen zu wollen, ist das Gegenteil von historischer Pietät“, befand Dehio, der 1872 als 22-Jähriger in Geschichte promoviert, sich dann der Kunst zuwandte und stets über Fachgrenzen hinaus dachte. Aber die Lebensleistung des in Reval, dem heutigen Tallinn, gebürtigen Dehio wird erst verständlich vor dem Hintergrund des wilhelminischen Denkmalskults, der in der Kontroverse um die Wiederherstellung des von französischen Truppen 1693 zerstörten Heidelberger Schlosses gipfelte. Ihren weniger exemplarischen Rundkurs mit über 1000 teils noch nie gezeigten Objekten verdichtet die am Wochenende eröffnete, anschauliche Ausstellung in einem dem Namenspatron gewidmeten Saal. Er lässt die Person Dehios ebenso hervortreten wie etwa die Heidelberger Kontroverse. Freie Nachschöpfung eines ungenügend überlieferten Zustandes, ein Idealbild aus dem Geist des Historismus? Dagegen schleuderte Dehio seine Worte.

Zur Jahrhundertwende lag die Vollendung des Kölner Doms als Nationaldenkmal im Jahr 1880 noch nicht einmal eine Generation zurück. Was heute als Höhepunkt der Gotik auf deutschem Boden erscheint, war bis dahin Bauruine. An den auf Goethes Wunsch hin kolorierten Auftrissen der Westfassade, die nach den in den Wirren der napoleonischen Beset-

Sollen wir Ruinen erhalten und Schlösser aufbauen? Was ist mit geistigen Werten?

zung verstreuten und 1816 aufgefundenen Originalplänen des 14. Jahrhunderts entstanden, zeigt die Ausstellung die Denkmalspraxis vor Dehio. Büsten von Schinkel und Goethe, aber auch des Engländer Ruskin und des Franzosen Viollet-le-Duc spannen den Bogen des 19. Jahrhunderts. Vor diesem Hintergrund agierte Dehio, als er es der Wissenschaft zur ersten Pflicht machte, überhaupt einmal zu erfassen, was Denkmal genannt zu werden verdient.

„Wie kann die Menschheit die geistigen Werte, die sie hervorbringt, sich dau-



Kölner Dom. Lithographie von G. Moller (1819), koloriert auf Goethes Wunsch. Foto: Katalog

erd erhalten?“, fragte Dehio 1905. Von derart grundsätzlichem Nachdenken hat sich die Denkmalpflege unterdessen entfernt. Denn Zerstörungen hatte zwar bereits der Erste Weltkrieg mit sich gebracht, aber die Verwüstungen des Zweiten Weltkrieges waren bis dahin unvorstellbar. Dies führte zu einem nüchternen, allerdings auch quantitativ weiter gefassten Denkmalsbegriff. Das nach 1945 nochmals beschleunigte Verschwinden der materiellen Geschichtszeugnisse rückte auch bislang kaum beachtete Objekte ins Blickfeld. Am ideologisch begründeten Zurechtbiegen von Denkmälern während der Nazi-Zeit einerseits, am Umgang mit deren Hinterlassenschaften bis hin zu KZ-Baracken andererseits demonstriert die von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger und der Dehio-Vereinigung ausgerichtete Ausstellung diesen zeitbedingten Wandel des Denkmalsverständnisses.

Vom Audienzsaal des prestigehungrigen Königs August von 1718 bis zu der noch 1980 geschändeten Gedenkstele vom sowjetischen Kriegsgräberfriedhof in Bergen-Belsen reichen die Objekte. Sie machen anschaulich, wie viele Zeit- und Bedeutungsschichten in einem Denkmalfragment stecken. Und sie lassen erahnen, dass sich der Denkmalscharakter im materiellen Objekt nicht zur Gänze er-

Die Zerstörungen der zwei Weltkriege veränderten auch den Denkmalbegriff

klärt. Ein Denkmal „ist“ nicht. Es entsteht, indem ihm diese Eigenschaft zugeschrieben wird. Bedeutungen werden ihm angeheftet und wieder genommen. Georg Dehio steht mit seinem, in der Ausstellung mit Büchern, Manuskripten, Zeichnungen und Aquarellen lebendig gemachten Werk für den Umbruch dieser Diskussion von der Nationalidentität zur Wissenschaft – aber auch von der Einzigartigkeit des Einzelbauwerks zur inflationär ausweiteten Aufstellung.

Wäre es nicht möglich, fragte Dehio 1905, „den zerstörenden Mächten entgegenzutreten und die Daseinsdauer unseres Kunst- und Denkmalschatzes um eine gute Frist wenigstens zu verlängern?“ Die harmlose Frage berührt den Kern unseres Umgangs mit Geschichte. Ihre Zeugnisse sind endlicher Natur. Bewahren gelingt nur, wo das Denkmal als solches begriffen wird. Das aber muss jede Gegenwart aufs Neue leisten. Dass sich unsere Zeit mit dem Verlust identitätsstiftender Denkmäler nicht mehr abfinden mag, wie Dresdens Frauenkirche vor Augen führt, bedeutet eine Herausforderung an die Denkmalpflege, der sie mit bloßem Beharren auf Dehio nicht mehr gerecht werden kann. So steht die Dresdner Ausstellung „Zeitschichten“ an der Schwelle zu einem abwärts gewandelten Denkmalsverständnis.

— Dresden, Residenzschloss, bis 13. November. Katalog im Deutschen Kunstverlag, 340 S., 24,90 €, im Buchhandel 34,90 €.

Engel brauchen keine Flügel

Traumland Australien: Cees Nootboom erforscht in „Paradies verloren“ seltsam menschliche Fantasiewesen

VON JAN SCHULZ-OJALA

Zauberhaftes Buch. Immer wieder aber: grobschlächtiges Buch. Bildungshuberisches Buch. Immer wieder auch: langatmiges Buch (dabei ist die zum Roman gedelte Erzählung eher ein Büchlein). Und äußerst zaubertraumhaftes Buch denn doch, zumindest in seinem Anfang und Ende, an sanft geölten Scharnierstellen: Wenn der furiose und zugleich im Ton ungeheuer entspannte Prolog ins zunächst schwerelose Erzählen hinüberstreift – und dann im konzentrierten Gleitflug vor allerdings wieder fast zu lässig elegantem Epilog. Mit anderen Worten: „Paradies verloren“, das neue Werk des überaus geschätzten Cees Nootboom, eignet sich, weil arg ambivalent, durchaus zum freundlichen Vermissen. Wenn dieser Nootboom, der Zwölfmalkluge, einem nicht sogar dabei munter dazwischenfunke.

Wir sind auf Seite 89, es spricht Erik Zondag, ein vor lauter Verrisseschreiberi grundübellaunig gewordener Literaturredakteur. „Manche Schriftsteller wurden unangenehm alt, mit der Zeit kannte man alle ihre Obsessionen und Manierismen, es wurde zu wenig gestorben in der

niederländischen Literatur“, räsoniert der dicke Endvierziger und malt sich nebenbei die Pein einer bevorstehenden Ab-spekturn in den Innsbrucker Alpen aus. „Reve, Mulisch, Claus, Wolkers, Nootboom, die hatten schon geschrieben, als er noch in den Windeln lag, und wie's aussah, dachten sie keineswegs daran, das Schreiben einzustellen, seiner Meinung nach nahmen sie die Idee ihrer Unsterblichkeit etwas zu wörtlich.“

Soviel Chuzpe: Was will man da machen? Zuerst mal die Chuzpe loben. Nur Meister können sich soviel Chuzpe leisten. Altmeister zumal (Nootboom ist gestern 72 geworden). Am ehesten noch die abwechslungsreicherer schnoddrig-jung formulierenden Altgroßmeister. Großartige Bildungshuber eben wie Nootboom, die auch die (selbst-)ironischen Volten draufhaben.

Erik Zondag also stürzt in die hohe Mitte dieses Buchs wie in einen etwas lang geratenen Dia-Vortrag, es geht um Engel (in John Miltons Versepos „Paradise Lost“ sowie bei Botticelli, Giotto di Bon-

done u.v.a.m.), es geht aber auch, noch elaborierter, um die australischen Aborigines, ihre Riten und Mythen, ihre Blitzmänner und Regenbogenschlangen, ihre Traumfäden, ihre überwiegend sich im Wüstensande verlaufende Kunstgeschichte. Vor lauter Verliebtsein in die eigene Hochgelahrtheit verliert der Autor (und erfahrene Reiseschriftsteller) dabei seine brasilianischen, deutschstämmigen Heldinnen, die Kunsthistorikerinnen Alma und Alma, fast aus den Augen: Was treibt die beiden jungen Frauen eigentlich zur großen, Monate dauernde Reise in ihr Traumland aus Mädchenzeiten, Australien? Gut, da ist Almas Vergewaltigung in einer Favela Sao Paulos – aber schon ein paar Seiten weiter wirkt das monströse Ereignis nur mehr wie ein schnell skizzierter, schnell verwischtes Alibi für die mitunter sehr abstrakt-spirituell sich entpuppende Entwicklungsreise.

Da tut einer wie Zondag erst mal gut. Und eine zunächst eher ruppig erzählte Geschichte fängt an. Auch Erik Zondag reist als gelangweilter Teilnehmer eines Literaturfestivals nach Australien – im Innern aber ein Suchender, von seiner bodenständigen Journalistenfreundin Anja nur so geerdet, wie die sensible Alma

(portugiesisch: Seele) immer wieder von der robusten Alma geerdet wird. Brauchen die etwas luftiger veranlagten Menschen also grundsätzlich ein irdisch-schweres Pendant, um sich nicht ganz in Flügelwesen zu verwandeln? Cees Nootboom spielt seinen beiläufig schönsten Gedanken mehrfach an und löst ihn doch stereotyp bewusst roh: Er riskiert das dialogische Gequatsche – um den Preis, nicht nur seine (Neben-)Figuren zu denunzieren.

Das wären so an den Rand geredete Sachen, Störungserlebnisse bei der Lektüre. Aber dann! Die zwei zunächst separat ausgebreiteten australischen Geschichten, die eine aus Brasilien, die andere aus Amsterdam kommend, treffen im Südwesten des Kontinents zusammen, um sich noch einmal im nördlichen Alpenraum zu vereinen. Und auf einmal reisen wir mühelos mit: Alles hebt, für zwanzig, dreißig Seiten, wunderbar ab. Eine Liebe beginnt – oder ist es nur ein Gebanntsein für eine Nacht – am Rande einer zauberischen Engelssucher-Veranstaltung in Perth und verläuft sich in einem großartig minimalistischen Epilog vor dem Epilog. Moral: Es gibt kein Paradies auf Erden (das wussten wir zwar

schon, aber Nootboom sagt es unwiderstehlich nooteboomisch). Und: Es ist gut, dass wir Menschen keine Engel sind. Sonst könnten wir nicht mehr vom Fliegen träumen, und von allem anderen (auch das wussten wir, aber vergessen es immer wieder).

Ein Verriss also wird das nun doch nicht, aber auch keine Hymne. Ein so ungleiches Buch: Man antwortet am besten ungleich darauf. Und man endet mit einem Zitat, dem alten Trick, den auch der zwölfmal schlauere Nootboom sich zum Schluss hin – natürlich wieder selbstironisch – zum Vorwurf macht. Nehmen wir Seite 44, zur Abwechslung etwas Ernstes, fast Feierliches, Alma sagt es, Alma, die eine Woche lang mit einem Aborigine-Maler abhaut von Alma und dem ganzen kunstgeschichtlichen Überwollen und nichts weiter macht als Lieben und Lieben und Lieben: „Selbst wenn es noch so kurz ist“, sagt sie, „ich habe mit diesem Mann meinen Schatten eingeholt, und das ist gut.“

— Cees Nootboom: Paradies verloren. Roman. Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2005. 156 S., 16,80 €.



Nootboom